Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 39

Artikel: Rechte und Pflichten des Bürgers

Autor: Schweizer, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647878

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rechte und Pflichten des Bürgers

Von Walter Schweizer

Wer das Wetter des kommenden Tages wissen möchte, der beobachtet an dem Quecksilber die Höhe des Luftdruckes und den Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre. Das Barometer der Kultur und eines Bolkes ist seine Jugend. Die Jugend, die ins stimmfähige Alter hineintritt, und mit den Rechten und Pflichten des Bürgers betraut sein sollte; sei der junge Mann nun "Bürger" oder "Sozialist". Und doch, müssen wir nicht sagen, daß in dieser Zeit an der Jugend viel gesündigt wird, indem den jungen Leuten nichts gesagt wird von dem großen Geschehen, das um sie herum sich bildet, das auch auf sie seine Schatten wirst?

Noch vor einigen Jahrzehnten wäre eine Bewegung, wie die für staatsbürgerliche Erziehung fast undenkbar gewesen; heute jedoch wird sie als Notwendigkeit in weiten Kreisen anertannt. Wo man ihr noch Widerstand leistet, geschieht dies entweder, weil man politische Sonderbestrebungen dahinter vermutet — die allerdings in einer staatsbürgerlichen Erziehung durchaus ferngehalten werden müßten — oder weil man der Ansicht ist, daß die Jugend, die heute mit so viel Wisserstam überbürdet ist, gar nicht mehr imstande ist, die "Bürgerkunde" in sich auszunehmen.

Diese Schwierigkeit wird und muß sich überwinden lassen. It es doch für die Entwicklung unseres Staatswesens, ja unserer gesamten Kultur, von entscheidender Bedeutung, ob wir das Bolk lehren, unsere Anschauungen mit politischen Ideen zu durchdringen, das heißt, ob es uns gelingt, die Masse des Bolkes wie der Gebildeten, die heute unzweiselhaft zum recht großen Teil wahrer politischer Bildung ebenfalls noch entbehren, dazu heranzuziehen, den Fragen der inneren wie der äußeren Bolitik warmes Interesse entgegenzubringen. Jeder einzelne müßte imstande sein, sich über neu austauchende Fragen ein gesundes Urteil zu bilden, und müßte lernen, die richtige Stellung zu dem größeren Ganzen zu sinden, also auch persönliche Wünsche und Hoffnungen in mancherlei Fällen unterzuordnen.

Heine hat einmal geäußert, daß auch der dümmste Engländer über Bolitit immer noch etwas Aluges zu sagen wisse. Können wir das wohl auch bei uns im lieben Schweizerländchen sagen? Um auf eine solche Stufe zu gelangen, bedarf es jahrelanger Arbeit und eines gründlichen Studiums. Biele Borfragen wären zu behandeln, Fragen, die heute noch nicht genügend geklärt sind, so zum Beispiel die Frage, ob es sich bei der Bildung von Bürgern mehr um die Uebermittlung von Wissenstoffen oder um die Durchträntung mit sittlichen Idealen handeln sollte, sowie die weitere, ob der Hauptnachdruck auf die Darlegung von Rechten oder Pssichten zu segen sei.

Neberbliden wir die wichtigften Zeiträume der Rulturge= icichte oder der politischen Geschichte der Menschheit, so werden wir immer wieder finden, daß Bölker, die im übrigen hobe politische Bildung ausweisen mochten, rettungslos zugrunde ge= gangen find, sobald ihnen politisches Pflichtgefühl fehlte. Staate, deren Bevölkerung sich zu diesem Gefühl nicht zu erziehen versteht, tragen den Reim des Todes in sich. Der Verfall und Untergang des ehemaligen polnischen Reiches ist eines der bezeichnendsten Beispiele. Noch schärfer springt die Unentbehrlich= feit des politischen Pflichtgefühls in die Augen, wenn wir die Geschichte der Hellenen mit denen der Römer vergleichen. Die Sellenen besagen politischen Scharfblick, politisches Wiffen, politisches Wollen und politischen Glauben gewiß in beträchtlichem Make — indessen sehlte ihnen häusig politisches Pflicht= gefühl. Deshalb vermochten sie sich nach einer kurzen Glanzperiode nie wieder aus der politischen Ohnmacht zu erheben, zu der fie fich felbst verurteilt hatten. Die Römer dagegen stiegen von Stufe zu Stufe mit eherner Unaufhaltsamkeit aufwärts, weil sie diese unentbehrliche Grundlage eines traftvollen Bemeinwesens zu wundervoller Stärke entwickelt hatten. Die un= verwüftliche Gesundheit dieses Volkes beruhte in allererfter Linie auf dem strengen und unabweislichen Pflichtgeühl, zu dem jeder Volksgenosse von Jugend auf erzogen wurde, nicht nur auf dem Pflichtgefühl gegen den Staat, sondern auch auf dem gegen Vater, Mutter und Geschwister, auf dem Pflichtgefühl ge= gen die Rechte anderer Menschen und auf dem gegen die mahnende und warnende Stimme im eigenen Innern. Unter den Griechen hätte sich wohl ein Regulus nicht gefunden — mit glänzender Dialektik hätte man sich sophistisch über das dem Feinde gegebene Bersprechen hinweggesett; der Römer trat ohne Wanken den Rückweg in die Gefangenschaft an, mit der sicheren Aussicht auf einen qualvollen Tod.

Wollen wir unserem Volke, unserer Jugend, eine tiefgreisende staatsbürgerliche Bildung vermitteln, so werden wir besonderen Nachdruck auf die sittliche Bildung zu legen haben. Eine möglichst umsassende Einsicht in die Jusammenhänge des modernen Staats- und Wirtschaftslebens ist gewiß überaus erwünscht und notwendig — ohne sittliche Grundlagen von zerstörbarer Festigseit aber werden wir das Ziel, ein Volk mit höchster politischer Bildung zu werden, auf keinen Fall erreichen können. Wir werden uns also auf die intellektuelle Aufstärung, auf die Uebermittlung von Wissensstoffen aller Art nicht beschränken dürsen, sondern vor allem ein sittliches Pflichtengebäude aufzusühren haben, ohne das alle politischen Kenntnisse und Willensrichtungen ein Koloß auf tönernen Füßen wären, und ohne das alle politische Bildung zugleich ihres seinsten Schmuckes entbebren würde.

Die sittlichen Ideale, die hierfür notwendig sind, zu ent= wickeln und tief in die Seele unseres Volkes zu senken, ift nicht ganz leicht. Wir müssen einmal in der tiefinnersten Seele durchdrungen sein mit dem Vorsate, unsere Pflicht, an welche Stelle wir auch gestellt werden mögen, tapfer und treu zu tun, ohne Aufhebens davon zu machen. Im letten Grunde werden wir dadurch auch für uns selbst die innere Befriedigung erobern, die nur ein Leben zu gewähren vermag, das auf fleißiger Arbeit und bedingungslofer Pflichterfüllung beruht. Für die heroische Erhebung der Perfönlichkeit in außergewöhnlichen Augenblicken, in denen unfer ganzes Wefen unter der hochspannung eines gewaltigen oder erschütternden Ereignisses steht, brauchen wir feine belehrenden Vorbereitungen. In folchen Augenblicken handeln wir unter dem Eindruck eines Willensantriebes, der aus unserem Innersten explosionsartig hervorbricht und sich durchaus nicht aus bestimmten Ueberlegungen mühsam entwickelt.

Daneben ist auch die Durchdringung unseres ganzen Wesens mit dem sesten Willen, bescheidene, unangenehmere und langweilige Pflichten gewissenhaft und ohne Wanken zu erfüllen, von höchster Bedeutung. Insbesondere deshalb ist sie ungemein wichtig, weil in den nüchternen Stunden der gewohnten Berussarbeit und des alltäglichen Lebens jene großen Willensimpulse nicht in unserer Seele auswallen. Dann handelt es sich vielmehr darum, der Pflicht der Stunde gerecht zu werden, die häusig so gräßlich nüchtern aussieht und infolgedessen so schwer zu erstüllen ist. Nicht mit Seuszen und Klagen müssen wir ihr genügen, sondern mit der selbstwerständlichen Entschlossenheit, die uns die Arbeit schneller von der Hand gehen läßt; die uns anderseits sittliche Entschlüsse auch gegen unser ganzes Leben lang zu der Gruppe der ewig Unbefriedigten, die an allem etwas auszussehn haben, die troh aller Jagd nach Gewinn, nach

Erfolg, nach Ruhm, mit nichts zufrieden find, und die Arbeit anderer Menschen niemals aus vollem Herzen anzuerkennen vermögen.

Wir müffen an die Erscheinungen der Gegenwart anknüpfen, insbesondere an die kleinen Borfälle des täglichen Lebens, die jedem Kinde und jedem jungen Manne bekannt sind, um zunächst die sittlichen Grundanschauungen aufzubauen und zu besestigen, die für das Leben im kleinen Kreise ersorderlich sind. Dann hat in allmählichem Aufsteigen die Entwicklung der sittlichen Pslichten im weiteren, endlich im weitesten Kreise zu solzen, also der Pslichten gegenüber der Gemeinde, gegenüber dem Kanton und gegenüber dem Bunde.

Die letzten Rosen des Sebastian Keller

Skizze aus dem Leben von Maria Scherrer

Sebastian Keller wohnte in der Oberstadt, dort, wo schon jedes Haus in einem Garten steht. Eine Häuserreihe links von der Straße, die andere rechts, und jedes Haus glich dem andern bis auf den äußern Anstrich und die Farbe der Fensterläden. Die Gärten, ja die waren verschieden. Die einen gut gepslegt, standen voller Blumen, die andern glichen einer Wildnis, und wieder andere waren nüchtern und prosaisch eingeteilt in kleine Gemüsebeete, die selten ihre Anpflanzung sohnten.

Mit ganz besonderer Sorgsalt pflegte Sebastian Keller sein Stück Gartenland vor dem Hause. Die Nachbarn nannten ihn einen Bedanten, einen sonderbaren Kauz, ja sogar einen Geizbals, weil er von seinem Blumenreichtum niemandem etwas abgab. Seine großen Fliederbüsche schnitt er so zurück, daß die Zweige nicht über den Gartenzaun ragten und wehe, wenn ein Borübergehender von ihm beim Fliederraub ertappt wurde. Es konnte dann vorkommen, daß er sogar vom Stocke Gebrauch machte.

Seine Frau liebte die Blumen ebenfalls; aber sie hatte mehr Freude daran, sie in großen Büschen in hohe Basen zu ordnen, oder einzelne Blüten in einen geschliffenen Kelch zu stellen und so ihr Heim zu schmücken. Sebastian Keller aber verstand diese Neigung nicht, so kam es der Blumen wegen zu manchem Streit. Manchmal setzte Frau Keller ihren Willen zäh und still durch, manchmal wetterte sie laut über seinen Eigensinn und seinen rechthaberischen Willen — für gewöhnlich aber schwieg sie und schnitt sich weiter Blumen ab, wenn er fort von Hause war. —

Drei Söhne wuchsen heran. Sie glichen in ihrer etwas sen= fiblen Art mehr der Mutter. Sie suchten auch mehr ihre Nähe auf und schenkten ihr auch den Teil des Bertrauens, der eigent= lich dem Bater gehört hätte. Die Pedanterie des Baters ver= trieb sie aus dem Garten hinaus auf die Strafe, die fie, um unliebsamen Zwischenfällen aus dem Bege zu geben, zu ihrem Freizeit-Aufenthalt mählten. Die Straße bot mehr Raum für ihre Spiele. Wenn ein scharf gezielter Burf den Ball in die schön zugeschnittene Buchsbaumhede schoß und fie in Unord= nung brachte oder Zweige knickte, oder wenn gar Blumen getroffen murden, da mar ihnen die Strafe vom Bater gemiß. -Bor jedem Gang zur Arbeit schnitt sich Sebastian Keller eine Blume für ins Knopfloch, stellte sie während seiner Arbeitszeit in ein Wafferglas und schmückte sich wieder damit, wenn er den Heimweg antrat. Aber wehe, wenn einer der heranwachsenden Söhne das hätte tun wollen!

Just als das Gärtchen voller Kosen stand, brachte man an einem Nachmittag Sebastian Keller heim. Er war, vom Schlage getroffen, neben seinem Arbeitspulte niedergesunken. Er blieb selbst nach sorgfältigster Pslege gelähmt und mußte Tag um Tag ins Freie getragen werden.

So wie vordem niemand einen Spatenstich im Gärtchen tun durfte, ohne ihn darüber gefragt zu haben, so unterließ es auch jeht jeder, es wäre ja doch nichts recht gewesen. Kaum daß die Wege und Beete vom Unkraut gesäubert wurden. —

Die Frau schnitt sich nun Blumen in Hülle und Fülle. Rosen, Dahlien, Rittersporn und Astern, je nach der Zeit, da sie in voller Blüte standen. Sie pflegte den schwergeprüften Mann mit aller hingabe und vergalt ihm die vielen bösen Worte von

früher nicht. Den Garten liebte sie mehr als vorher, weil er jetzt nicht mehr aussah wie ein pedantisch genau eingeteiltes Buchhaltungsheft. Die frohe Wildnis in den Blumenbeeten erfreute ihr Auge, und sie freute sich, daß auch da und dort ein Pflänzlein sein fümmerliches Dasein fristen durste ohne die Erlaubnis des gestrengen Herrn Sebastian Reller!

Die Söhne verließen das Haus. Der Bater war für die überbordende Fröhlichfeit dieser jungen Menschen unduldsam. Sie studierten später alle, doch auf verschiedenen Fakultäten. Der Aelteste wurde Theologe, der zweite besaßte sich mit Medizin und der dritte hatte sich der Musik verschrieben. Benn es nach Baters Bunsch gegangen wäre, hätte er die geistliche Musik bevorzugen müssen, aber der Junge achtete nicht darauf. Der Bogen war gerade beim Jüngsten viel zu straff gespannt worden. Zest schossen die Pfeile über das Ziel hinaus.

Die Mutter wurde still und stiller. Die aufreibende Pflege bleichte ihren Scheitel früh, und in ihrem Gesicht stand allerhand Sorgenvolles zu lesen. Eine heimtücksiche Krankheit, von der vordem niemand etwas gewußt hatte, raffte sie in wenigen Monden weg vom Krankenbett ihres Mannes. Er blieb in seiner Hilsosigkeit allein zurück.

In seinem Garten blübten die lekten Aftern, und als eine leichte Schneedecke die Unordnung in den Wegen und Beeten zudedte, trugen fie den lahmen Mann auf einer Bahre binaus in ein heim für Altersschwache und Gebrechliche. Dieses haus ftand sonderbarerweise mitten in der Stadt, ohne viel Licht und Sonne und ohne Garten. — An der Straßenecke stand nur ein Kastanienbaum. Seine Aeste wuchsen breit und reichten beinahe bis an das Fenster des Zimmers, in dem Sebastian Keller Tag um Tag im Lehnstuhl faß. — Sieben lange Jahre lebte er nun ichon in dieser Einsamkeit mitten im Berkehr der lauten Stadt, ohne je das Zimmer und das Haus verlaffen zu haben! Nur ein Stücken himmel fah er. Bald war es grau, bald blau, ab und zu segelten Wolken vorbei und erzählten dem armen verlaffenen Mann von einer Welt, die ihn ganz und gar vergessen. — Der äußerste Zweig des Kastanienbaumes, der mit seinen Aesten beinahe bis zum Fenster der einsamen Rlause des Gelähmten reichte, war das einzige Grün, das er sah. Diefer Zweig mar sein schönstes Erlebnis in der troftlosen Ginsamkeit. Ab und zu setzte sich im Winter ein frierender Spatz darauf. Dann schwollen die braunglänzenden Anospen an, in der erften Frühlingssonne sprangen sie auf und entsalteten die frischgrünen Blätter. Zweimal ftecte der Raftanienbaum juft für den Gelähm= ten eine Blütenkerze auf den äußersten Zweig. War das zu dieser Zeit für ein frobes Rommen und Geben von Bienen und Wespen! Dann färbten sich die Blätter wiederum golden und braun und fielen zur Erde, Sebaftian Reller aber blieb noch immer, und die Stille des Winters umgab ihn wieder für lange Zeit. So wußte er an diesem schlichten Kastanienzweig um den Wechsel der Jahreszeiten.

Seine Söhne besuchten ihn von Zeit zu Zeit, pflichtgemäß. Sie hatten weder ein allzu empfindsames Gemüt noch viel Muße, um die Klagen des Greises anzuhören. Gewiß war sein Schicksal hart, aber er hatte in seinen gesunden Tagen für sei-